

Heinz Herbert Herrmann

# Der kleine Schäfer

und andere Heimatgeschichten



## *Inhalt*

Vorwort .....	5
- Oyas - wie mein Heimatdorf zu seinem Namen kam ...	6
An unserer Dorfschmiede .....	11
Zigeuner sind da .....	16
So hielten sie es miteinander .....	23
Karline - Karline .....	24
Wenn Kirmes wird sein .....	34
Gemeindearbeit - gemeine Arbeit .....	38
Verwildert, verloren, vergessen .....	45
Gegen die Langeweile .....	50
Historiker sucht das Schlachtfeld .....	57
Als Dorfjunge in Liegnitz .....	59
Einmal wilder Fußball - dreimal Schnicke .....	64
Der jüngste Schäfer .....	67
Vater werden ist nicht schwer - es dann sein dagegen sehr .....	77
Darüber wird nicht gesprochen .....	84
Das geht euch noch nichts an .....	87
Heile, Heile - Schmerz vertreibe .....	90
Ein bisschen Anstand muss bleiben, Herr Doktor .....	97
Schlesisches Bauernbrot .....	98
Rübezahl wird selbst heute noch gebraucht .....	110
Die kleine Dorfkneipe .....	112
Gebratene Tauben .....	117
Schweineschlachten .....	119
Bauernhochzeit damals .....	125
Nein, das wird nicht angerührt .....	135

Die drei Krause-Söhne .....	140
Einquartierung, Weißwein und Wurstsuppe .....	148
Das geht entschieden zu weit .....	152
Ein derber Denkkzettel .....	159
Jetzt kann der Nagel wieder raus .....	162
Kleine Geschäfte .....	164
Im Dorfladen .....	170
Reingefallen .....	177
Schaff das Vieh aus dem Haus .....	180
Und doch werde ich eine reiche Bäuerin .....	183
Getauscht .....	187
Zu früh heimgekehrt .....	191
Gefunden .....	196
Schatzsucher.....	199
Vergiss deine Heimat nicht und hilf sie zu bewahren....	204

## Vorwort

Sechs Jahrzehnte nach Flucht und Vertreibung aus Schlesien trafen sich ein Dutzend Schul- beziehungsweise Heimatfreunde in Chemnitz.

Viele Erinnerungen wurden dabei ausgetauscht – gute von der unbeschwerten Kindheit und der Schulzeit, aber auch weniger angenehme vom schweren Dorfalltag. Dadurch angeregt, wurden die nachfolgenden Kurzgeschichten aufgeschrieben.

Vom Leben, der Mühsal, den Freuden in der Enge, aber auch Geborgenheit in einer kleinen niederschlesischen Dorfgemeinschaft soll also hier erzählt werden.

Von Jugendstreichen, von Bescheidenheit und Armut, über die Gemütlichkeit und das Miteinander, aber auch von den menschlichen Schwächen der damaligen Dörfler will ich berichten.

Nicht mit historisch bedeutsamen oder von Geburt begünstigten Persönlichkeiten will ich aufwarten – das wird von dazu Berufeneren hinlänglich getan. Meine Geschichten sollen dazu beitragen, dass das Leben und so manche Schicksale der „kleinen Leute“ nicht ganz in Vergessenheit geraten.

Manche der Geschichten verdanke ich schließlich den Erzählungen meiner lieben Mutter, des ehrwürdigen Pastors aus Wahlstädt und Gleichaltrigen dieser Generation.

Dank gilt meinen Schulfreunden, die mich zum Schreiben animiert und ermutigt haben.

Mein besonderer Dank gilt aber meiner Frau Jutta, denn ohne ihre kritische und technische Hilfe wäre mir eine Veröffentlichung überhaupt nicht möglich geworden.

Mögen diese Heimatgeschichten unseren Kindern und Enkeln sowie anderen Lesern insbesondere der jüngeren Generation einen gewissen Einblick in das Leben und Schicksal ihrer Vorfahren vermitteln. Mögen sie dazu beitragen, dass unser geliebtes Schlesien nie gänzlich in Vergessenheit gerät.

Heinz Herbert Herrmann

- Oyas -

## *Wie mein Heimatdorf zu seinem Namen kam ...*

In den letzten Februartagen 1945, als es bereits aufsehnte und zugleich völlig ungewisse Ende des furchterlichen Krieges zuging, landete ich als Fünfzehnjähriger auf dem damaligen Truppenübungsplatz in Zeithain bei Riesa in Sachsen.

Zu Panzerjagdkommandos und zur „Heimatverteidigung“ sollten wir noch ausgebildet werden. Ohne Ausgang, Radio, Bücher oder Zeitschriften wurde es uns besonders an den dienstfreien Wochenenden stinklangweilig. So erzählten wir uns eben gegenseitig von unseren Heimatdörfern, unseren Erlebnissen und Schicksalen.

Als ich berichtete, dass ich aus „Oyas“ käme, wurde ich gleich durch die Allgemeinheit lautstark unterbrochen.

„Was, wie heißt das Nest? Mensch, da kommst du wohl aus dem tiefsten Polen? Da bist du doch gar kein richtiger Deutscher?“, fragten auf einmal alle durcheinander.

„Klar bin ich ein genauso guter Deutscher, wie ihr auch. Mit unserem Dorfnamen hat es eben eine besondere Bewandnis. Das ist eine kleine Geschichte für sich.“

„Los erzähle doch mal, da vergeht wenigstens die Zeit etwas schneller“, forderten sie mich auf.

„O-y-a-s“, buchstabierte ich, „hat mit Polen nichts zu tun. Es liegt mitten in Niederschlesien, gleich bei Liegnitz und zwar ganze 60 Kilometer von Görlitz entfernt. Zu unserem Dorfamen soll's nach einer Legende, die mir der Wahlstätter Pastor Scholz erzählt hat, wie folgt gekommen sein: Vor langer, langer Zeit, vor über 800 Jahren schon, also im zwölften und dreizehnten Jahrhundert – so genau weiß das niemand mehr – zogen genauso viele hochbeladene Pferdefuhrwerke über das Land, wie heute Flüchtlingstrecks unterwegs sind. Nur damals zogen sie in entgegengesetzter Richtung – ostwärts! Selbst Ochsenkarren und Kuhgespanne waren nicht wenige dabei.“

Landarme Bauern, Handwerker, Knechte und Mägde, die neue, eigene Höfe und Gewerbe suchten, kamen aus den hessischen, badischen, sächsischen und thüringischen Gebieten.

Gerufen wurden sie vom Erzbischof aus Breslau und

selbst von polnischen Herzögen, den Piasten. Die Befreiung von Abgaben und kostenloses, großflächiges eigenes Land war ihnen zugesichert worden. Dies mag schon verlockend gewesen sein, aber ein wohlgefälliges Geschenk war es wahrlich nicht. Galt es doch erst einmal das Land urbar zu machen, Buchen und Eichen zu roden, Sümpfe trocken zu legen und die ersten Hütten und Häuser zu bauen. Ihre harte Arbeit mag am besten mit einem alten Sinnspruch verdeutlicht werden.

*Die erste Generation schindet sich tot,  
die zweite leidet noch Not und erst  
die dritte erntet das Brot.*

Seht ihr, und so sollen damals von der alten Hochstraße, auf der schon zu jener Zeit von Halle Salz und von der Ostsee Bernstein transportiert wurden, solche Siedler, meine Vorfahren also, mit dem Ruf: „Da eine grüne Lichtung, ein kleines grünes Tal, hier bleiben wir“, abgobogen sein und gesiedelt haben. Sie nannten ihre neue Siedlung, ihr neues Dorf daher „Grüntal.“

Die Überlieferung sagt, dass sie friedlich rodend, pflügend, grabend, säend und bauend den Urwald und die Sümpfe, Hufe für Hufe (eine fränkische Hufe entsprach etwa 25 ha) über Jahrhunderte in blühende Gärten, fruchtbares Ackerland und grüne Weiden verwandelten.

Nur selten wurden sie anfangs von Berittenen, deren Sprache sie nicht verstanden, mehr neugierig beobachtet als böswillig behelligt. Das ungastliche, unerschlossene und kaum besiedelte Land, dies und jenseits der Oder, bot damals Platz für alle, für die deutschstämmigen Einwanderer wie auch für die slawischen Ureinwohner.

Begünstigt durch den Jahrzehnte langen Frieden und Dank ihres zähen Fleißes gelangten die Grüntaler, wie viele andere Siedler dieser Gegend, schließlich zu einem angemessenen Wohlstand.

Doch da gelangte eine unheimliche Kunde zu ihnen: Weit vom Osten her drang ein vieltausendköpfiges Reiterheer unaufhaltsam auf sie zu. Nein, es war kein Gerücht. Plötzlich postierte sich Heinrich der Zweite, Herzog von Schlesien mit seinem Ritterheer nur wenige Kilometer östlich von

Grüntal entfernt auf. Durch die Wahl dieser Kampfstätte an einem starken Kastell (Befestigungsanlage), sollte Liegnitz, seine Residenz, geschützt werden. Seine eigene und die polnische Ritterschaft ergänzte er durch Bewohner der ersten deutschen Städte. Vor allem die Bergknappen aus Gold- und Löwenberg verstärkten sein Heer. Dazu kamen zuletzt noch die bereits geschlagenen Reste der polnischen Heerhaufen.

Am 9. April 1241 kam es dann zu einer fürchterlichen Schlacht. Die zahlenmäßig um ein Vielfaches größeren mongolischen Reiterhorden metzelten mit ihren Krummsäbeln alles nieder. Besonderen Schrecken sollen sie mit irgendwelchen Feuer speienden Behältern oder Kampfmaschinen verbreitet haben.

Seht ihr, und so flüchteten die traurigen Reste von Heinrichs Ritterschaft von der Wahl – Stätte bergab mit dem Schreckensruf: „Oh Jesus, Oh Jesus, Ojes, Ojes“ über unser Grüntal westwärts. Nun, abgeleitet von diesem „Oh Jesus, Ojes“ hat unser Dorf schon zur damaligen Zeit den euch so komisch – fremdländisch anmutenden Namen „Oyas“ erhalten.

„Und dann sind wohl die Mongolen noch bis Berlin oder noch weiter gezogen?“

„Und euer damaliger Herzog, hat der sich nicht doch etwas geschämt, wegen seiner schmachvollen Niederlage?“

„Wenn die Mongolen so grausam waren, haben da überhaupt welche überlebt, und wie ist es dann weitergegangen?“ , wurde ich von den Umstehenden gefragt.

„Also gut, dann will ich euch das, was ich noch davon weiß, erzählen. Viel ist es aber nicht mehr:

Die Mongolen sind damals nicht weiter nach Deutschland und ins Abendland gezogen. Aber dies soll nicht oder nur zum Teil am tapferen Widerstand der Schlesier, Polen, Templer und Johanniter (deutsche Ritterorden) gelegen haben. Ihr Abzug lag vielleicht daran, dass ihr in Ungarn gelegenes Hauptheer bedrängt wurde. Es heißt aber auch, dass ihr oberster Khan im Kampf umgekommen wäre.

Jedenfalls zogen diese Reiterhorden von uns aus über Mähren und Böhmen, ebenfalls solche Schrecken und Verwüstungen verbreitend wie bei uns, in Richtung Ungarn.

Gott sei Dank!!!

Herzog Heinrich konnte sich aber weder schämen noch über den Abzug der Mongolen freuen, denn er war wie die meisten seiner tapferen Mitstreiter im Kampf gefallen.

Die Legende besagt, dass Herzog Heinrich, dem man den Kopf abgeschlagen hatte, von seiner Mutter, der Herzogin Hedwig, nur deshalb unter den tausenden toten Rittern herausgefunden wurde, weil er angeblich am linken Fuß sechs, statt fünf Zehen gehabt haben soll.

Das auf einer Lanze aufgespießte Haupt Herzog Heinrichs sollen die schrecklichen Eindringlinge triumphierend vor der Liegnitzer Stadtmauer zur Schau gestellt haben. Später soll sein Haupt, wie die Häupter vieler anderer Ritter im nahe gelegenen Koischwitzer See versenkt worden sein. Zur Schmähung hätte man angeblich noch allen verwundeten und selbst den gefallenen Rittern die Ohren abgeschnitten.

Ein wenig berühmt wurde die für die Schlacht gewählte Stätte doch, denn Herzogin Hedwig ließ hier zum ewigen Gedenken eine Benediktinerabtei errichten. Das sich um diese Abtei entwickelnde Dorf, trägt seit dieser Zeit den ehrwürdigen Namen „Wahlstatt“ mit Doppel „t“, wegen der zur Schlacht gewählten „Stätte“.

Später, so um 1725, wurde zum Gedenken der tapferen Opfer der Mongolenschlacht in Wahlstatt ein großes Kloster mit einer schönen Kirche errichtet.

Von 1840 bis so gegen 1920 wurde dieses Kloster als Kadettenanstalt, also zur militärischen Ausbildung meist adliger Zöglinge, genutzt.

Hier in Wahlstatt soll der berühmte Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorff und von Hindenburg, der 1915 bei Tannenberg und in den Masuren die Russen so vernichtend geschlagen hat, als Kadett seinen ersten Schliff bekommen haben.

Der Tradition folgend wurde jährlich der Sonntag nach Ostern als so genannter „Kriegssonntag“ mit viel Aufwand gefeiert. In einer gesonderten Predigt wurden die Verdienste von Herzog Heinrich und seiner Ritter für die Rettung des Abendlandes ausführlich gewürdigt.

Zum Beweis, wie grausam das Mongolenheer gewütet hatte, wurden jedes Jahr neun Säcke abgeschnittener Ritterohren zur Schau gestellt.



Als kleiner Junge erschienen mir die extra blutrot bemalten Ohren mächtig grausam. Wurde ich doch von meiner Mutter in dem Glauben gelassen, dass es die echten Ritterohren wären. Wie war ich jedes Mal froh, wenn dieser Teil der Andacht vorbei war und ich endlich auf den viel interessanteren Rummel durfte.

Wenn ich dann von dem berühmten Wahlstatt den reichlichen Kilometer bergab getraubt war, erinnerte mich unser gelbes Ortsschild immer daran, dass sich zu Mut und Tapferkeit allzu oft auch Angst und Grauen gesellt, denn unser eigenartiger Dorfname Oyas, rührt ja angeblich von dem Schreckensruf: „Oh Jesus, oh Jesus, Ojes, Ojes“ her.

Wenn Wissenschaftler auch eine andere Deutung unseres Ortsnamens möglicherweise herausfinden, so bleibe ich dennoch bei meiner volkstümlichen, von Generation zu Generation überlieferten Version. Diese Version ist mir sehr heimatverbunden und durchaus einleuchtend.

Seht ihr, und vor wenigen Wochen sind wir wieder geflüchtet. Über 500 Menschen, Bauern, Dorfhandwerker, Knechte, Mägde, Tagelöhner, Kinder und Alte haben aus Angst vor der Front und den Russen unser Dorf Oyas verlassen. Aber vielleicht können wir bald wieder heim ...!“

Wenige Jahre später musste ich aber begreifen, dass unser Heimatdorf für uns verloren war.

In guter Erinnerung habe ich jedoch mein Oyas bis ins hohe Alter stets behalten.



## *Wenn Kirmes wird sein ...*

Nicht jedes der kleinen schlesischen Dörfer hatte eine Kirche, aber auf eine Dorfkneipe, einen Kretscham, wurde kaum verzichtet. Die Männer hockten abends, aber zumindest am Wochenende, gern zu einer Runde Doppelkopf, Skat oder ganz einfach zum Erzählen zusammen. Einen „Korn“ und einige dünne Bierchen bot jeder Wirt zu erschwinglichen Preisen immer feil.

Die geselligen Schlesier feierten außerdem sehr gern. Der Tanzsaal, der gewöhnlich zu jedem Kretscham gehörte, wurde ausgiebig genutzt. Ob Ostern oder Pfingsten, zum Feuerwehrball oder auch zu anderen Anlässen wurde getanzt. Als Höhepunkt der ganzen Feierei ist mir aber die Kirmes in Erinnerung geblieben.

Dies mag daran gelegen haben, dass im Herbst die Ernte geborgen war und etwas Flüssiges, sprich Geld eingebracht hatte. Die schwerste Arbeit des Jahres war bewältigt und das Jahr neigte sich seinem Ende zu. War es ein Jahr mit reichlichem Erntesegen, so konnte das ältere Landvolk aufatmen, sich gewissermaßen etwas zurücklehnen, Arme und Seele baumeln lassen.

Ja, und die Jugend gelüstete es, wie zu jeder Jahreszeit, nach Tanz, Ausgelassenheit und Liebelei.

Meine Erinnerungen an unsere Kirmesfeiern mögen auch dadurch besonders intensiv sein, weil unsere Familie direkt an der Ausgestaltung dieser Dorffeste beteiligt war.

In der Vorbereitung, und schon gar nicht während der Kirmes selbst, dachte außer dem Pastor kaum jemand an den Ursprung, dass die Kirmes nämlich von der Kirchweihe, den Feierlichkeiten zur Einweihung einer neu erbauten Kirche herrührte.

Der große Tanzsaal wurde gelüftet gefegt und geschmückt und der Wirt ließ sich mit zusätzlichen Fässern des süffigen Piasten-Biers beliefern.

Bei uns zu Hause regte sich nun auch das geschäftliche Treiben. In Kartons, Körben und anderen Behältnissen stapelten sich Leckerein wie Pfefferkuchenherzen, Schokolade, Liegnitzer Bomben, aber auch Gebrauchsgegenstände wie Sammeltassen, Krüge, Aschenbecher, auffällig bunt bemalte Schalen und Vasen.

Unsere Eltern betrieben zur Kirmes nämlich den „Paschtisch“, mit einer heutigen Würfelbude vergleichbar. Sie wollten sich damit ein angemessenes Zubrot zu den sonst kargen Einkünften verschaffen. Viel „hermachen“ und möglichst wenig kosten musste daher diese marktschreierische Ware, weil die Schlesier ihre Groschen zusammenhielten, das heißt recht sparsam waren.

Doch wenden wir uns nun dem Dorfkirmesfest zu.

Auf dem Podest der kleinen Bühne, wo zu anderen Anlässen der Herr Lehrer, der Gemeindevorsteher oder andere horrenden Persönlichkeiten ihre Reden abhielten, eröffneten die Musiker mit einem unüberhörbaren Tusch das Fest. Klarinette, Zerrwanst (Schifferklavier) Posaune, Trompete, Geige und Pauke sorgten fortan für laute und flotte Tanzmusik.

Da saßen sie nun exakt sauber und adrett gekleidet, die Haartracht in Zöpfen gebändigt, in Kränzen geschwungen oder im modernen feschen Bubikopf.

Die älteren Bäuerinnen und Häuslerfrauen matronenhaft – neugierig – in sittsam knöchellangen Röcken mit hochgeschossenem Mieder. Die Bauerntöchter und jungen Mägde nicht weniger geputzt aber gern ein wenig Wade zeigend, unternehmungslustig und erwartungsvoll.

Die behäbigen und knorrigen Bauern wählten dagegen jedoch ihre Stammplätze in der Kneipe. Die Kerle, so wurden bei uns die noch unbeweibten jungen Männer genannt, hielten sich stehend an der Theke oder startbereit am Saaleingang auf.

Wir, die Buben, auch so manches Schulmädchen, mussten als Zaungäste mit Stehplätzen vor dem Fenster, also außerhalb der Räumlichkeiten, vorlieb nehmen.

Mit zunehmender Stunde und Ausgelassenheit wirbelte das ganze Landvolk im Dreivierteltakt oder beim Rheinländer, Schieber, Galopp und Polka durch den Saal.

Friedrich Bischoff, einer unserer schlesischen Heimatdichter, beschrieb das so:

Wenn Kirmes wird sein,  
wenn Kirmes wird sein,  
Da schlachtet Vater den Bock,  
Da tanzt die Mutter, da tanzt die Mutter,  
Da wackelt der Mutter der Rock.

Da bläst um die Wette die Klarinette,  
Da paukt die Pauke der Schmied,  
Da hält es keinen mehr im Bette,  
Zum Kretscham zieht ihn das Lied ...

Draußen im Vereinszimmer oder besser noch im breiten Durchgang zum Saal, wo jeder vorbei musste, walteten meine Eltern als „Halte des Paschtisches“ ihres Amtes. Links und rechts vom leeren Mitteltisch, der den Würfeln vorbehalten blieb, wurde das breite Sortiment, die billige Pracht, die Preise präsentiert.

„Dreimal ein Groschen (ein Zehnpfennigstück) ist der Einsatz für die gute Schokolade!“, ermunterte Mutter die Spieler.

Dann wurde der schweinslederne Becher mit drei Würfeln geschüttelt und auf den Tisch gestülpt. Drei Einsen waren das Höchste und sonst gewannen die höchsten Augen. Meine Mutter konnte mit viel Leidenschaft ihre Würfelkunden animieren:

„Jetzt ist die wunderschöne Sammeltasse dran, schaut, ist die nicht herrlich. Im Laden bezahlt ihr dafür mehr als einen blanken Taler (ein Taler waren damals drei Mark). Bei mir setzen nur dreie 'ne Mark oder sechs jeder einen Fünziger!

Leute kommt ran, hier wird gewonnen, mehr als nebenan!“

Jetzt ist das Pfefferkuchenherz an der Reihe, groß beschriftet mit „Ich liebe Dich! Los ihr Kerle, das ist was für eure Auserkorene, die sich sicher mit einem Bussel und mehr bedankt.“

Mutter wusste zu allem einen passenden Spruch. Sie musste möglichst immer unwiderstehliche Werbung betreiben. Selbst die Verlierer dieses beliebten Preiswürfels wusste sie mit den Worten: „Haste Pech im Spiel, macht nichts, aber dafür haste heute noch Glück in der Liebe“, zu trösten.

Hatten die Mannsbilder erst paar hinter die Binde gekippt, saßen die letzten Groschen recht locker.

„Na Paule, versuch's noch mal, beim ersten Mal klappt's meist nicht gleich!“

Im Tanzsaal ging es mittlerweile genauso hoch her. Die Musiker, die ihre trockenen Kehlen mit Gratisgetränken

auch geklärt. Im Mühlgraben und in der Weidelache gibt es fast keine mehr! Nein, noch schlimmer ist es gekommen. Als ich Jahrzehnte später Oyas wieder besuchte, mangelte es dem alten Mühlgraben nicht nur an jeglichem Lebens spenden Wasser, nein mitten im Dorf hatte man ihm und dem kleinen Hofeteich den Garaus gemacht. Einfach zugeschüttet wurde er, um für Fahrwege und Gemüsebete neues Land zu gewinnen.

So vergänglich sind also Fische, Mühlgraben, Dorfteich und auch wir!



## *Verwildert, verloren, vergessen...*

Immer wenn ich als „Zeitungsjunge“ in Hünern, dem zum Oyaser Dominium gehörenden Vorwerk, das „Lieg-nitzer Tageblatt“ austrug, beeindruckte mich ein gleich am waldseitigen Dorfrand gelegener Ödhof.

Nein, Ödhof ist wahrlich eine viel zu höfliche Bezeichnung für das, was sich dort dem Auge bot. Der ehemals, von bäuerlicher Hand, roh gefügte Holzlattenzaun war durch den Zahn der Zeit halb verrottet und außerdem an so mancher Stelle von Mensch und Tier niedergetreten. Teile des Schilfdaches, der ohnehin bescheidenen Bauernkate, waren vom Winde arg zerzaust und vom Schnee und Regen durchlöchert. Ruinenhafte, rußgeschwärzte Giebel und Längswände wiesen den Betrachter darauf hin, dass einst Stall und Scheune das Gehöft komplettiert hatten. Der dazu wohl einst gepflegte Gemüse- und Obstgarten war längst mit Heckenrosen, Erlen, Haselnuss und anderem Stauchwerk zugewachsen. Ein fast unbezwingbares Gestrüpp versperrte die Sicht und den Zugang.

Geheimnisumworben, wie im Märchen von Dornröschen, erschien mir, einem verträumten Buben, dieses verlotterte und unbewohnte Anwesen. Nur lag hier eben im Halbverborgenen kein Schloss, sondern ein heruntergekommenes Gebäude.

Meine kindlich neugierigen Fragen zu diesem verlassenen Hof wurden von Schröders und anderen Nachbarn recht unwirsch beantwortet oder bestenfalls mit einem Achselzucken abgetan. Deshalb galt meine Aufmerksamkeit längere Zeit einem ganz anderen, außergewöhnlichen Objekt in Hünern.

Der offene Schuppen und Lagerplatz des Lumpensammlers Seebald – oder so ähnlich stand am Hoftor – weckte mein Interesse. Was lag, hing und stand dort nicht alles herum: zerbrochene und verrostete Garten- und Ackergeräte, zerbeulte Milchkanen, Eimer, zersprungene gusseiserne Töpfe und Bratpfannen, alte Kinderwagengestelle, verbogene Rahmen von Fahrrädern und – und – und!

Aus Bergen von Lumpen waren an einer langen Wäscheleine, noch brauchbare Schürzen, Hemden, Socken und andere Alttextilien fein säuberlich aufgehängt.

wenn sich nicht ohne sein „Dazutun“ das Blatt zu seinen Gunsten gewendet hätte:

Die Raiffeisenversicherung war misstrauisch geworden und veranlasste eine Untersuchung. Die Bäuerin wurde schließlich geständig:

Sie hatten, bevor sie zu Besuch fuhren, zur Verzögerung des Feuers, eine brennende Kerze unter einen Weidenkorb in der Scheune aufgestellt.

Der Bauer, nun der Brandstiftung überführt, mochte, bevor man ihn einsperren konnte, noch schnell einen kräftigen Schluck aus seiner Kornflasche genommen haben und richtete sich selbst. Man fand ihn am Kälberstrick hängend im Apfelbaum.

Die leidgeprüfte Bäuerin ist vor lauter Scham und Gram auch bald gestorben.

Fischers Acker, Wiesen und das dazu gehörende Waldstück haben andere Bauern billig ersteigert. Der Rest des Hofes ist seitdem verwildert, verloren und vergessen.

„Was ist aus Paul, dem Sohn geworden?“, fragte ich meine Mutter am Schluss der Geschichte.

„Die alte Wirtin von der Krähe behauptet, sie hätte in einem alten Mann den ruhelosen Paul erkannt. Aber so richtig weiß das keiner, für ihn ist es sicher besser er erfährt nie, was er mit seinem Verschwinden angerichtet hat“, erwiderte meine Mutter.



Gasthof in Hünern

## *Der jüngste Schäfer...*

Sah man im Sommer früher von einem der seltenen Hügel in unser fruchtbares Flachland, dann wurden die gelblichen Gerstenfelder und die noch grünlichen Weizenschläge von nicht wenigen Gevierten und Handtüchern des dunkelgrünen Gemüseanbaues unterbrochen.

Mit dem großflächigen Anbau von Gemüse, wie Möhren, Weiß- und Rotkohl, vor allem aber Gurken, hatten sich die Großväter und Väter unserer Bauern neben den traditionellen Erträgen durch Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben eine weitere Erwerbsquelle erschlossen.

Diese dunkelgrünen Flecken im Mosaik der Äcker hatten sich bereits mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes ab 1860 herausgebildet und in den folgenden Jahren zunehmend vergrößert. Durch diesen neuen, billigen und schnellen Bahntransport konnte das frisch geerntete Gemüse am nächsten, spätestens am übernächsten Tag auf den Märkten in Breslau, Görlitz, Dresden und selbst in Berlin taufrisch feilgeboten werden. Der finanziell lohnende Absatz war dadurch unbegrenzt gesichert.

Nur einzelne verknöcherte und veraltete Bauern, die dem traditionellen Ackerbau noch zu sehr verbunden waren, nutzten diese Einnahmequelle nicht.

Es gab aber auch besonders flexible Mittelbauern, die ständig nach einem neuen Standbein Umschau hielten. So auch der Hoffmann-Bauer, dessen Vater Heinrich selbst im Altenteil noch in einer Gärtnerei Frühgemüse und Gemüsepflanzen aufzog, erwarb um 1940 aus dem Pommerschen eine gut sieben Dutzend große Schafherde.

Wurde mit dieser Herde der Schäfer gleich mitgeliefert, oder kam Josef ganz woanders her? Über sein Vorleben war jedenfalls nichts weiter bekannt.

Wenn Josef, der graubärtige Hirte, von einem schmutzigen weißlich-gelben Hütehund begleitet, mit seiner Herde durchs Dorf zog, war ich, damals zehnjährig, immer fasziniert. Bald wartete ich bei Einbruch der Dämmerung nicht mehr auf die Rückkehr der Schafe, sondern ich verbrachte nun schon jeden schulfreien Nachmittag mit dem Schäfer und seiner Herde.

„Wo hast du dich heute schon wieder rumgetrieben?“,



fragte mich Mutter abends.

„Mutter, ich war mit auf der Weide“, war meine Antwort.

„Das weiß ich schon längst, oder denkst du bin von gestern? Na, darüber reden wir noch miteinander!“

Das hörte sich zunächst so an, als hätte Mutter, wie so oft, etwas gegen meine neue Freizeitgestaltung. Aber wie war ich erfreut, als Mutter mir einige Tage später erklärte:

„Der Hoffmann-Bauer hat nichts dagegen, dass du bei den Schafen dem Schäfer Josef zur Hand gehst. Den fremden Schäfer habe ich mir natürlich auch angesehen und angehört. Der redet zwar nicht viel, scheint aber recht ernst und vernünftig zu sein. Bei dem bist bestimmt gut aufgehoben. Vielleicht verlernst du nun dadurch endlich deine Albereien und Dummheiten. Zeit dafür wäre es ja langsam!“

Von diesem Tage an zog ich, oft sogar sonntags, mit der Schafherde umher.

Josef war anfänglich auch zu mir recht schweigsam. Er erklärte mir nur das Notwendigste mit wenigen Worten und dies hörte sich ungefähr so an:

„Der Hund heißt Lux, er ist kein Spielgefährte, er ist der Helfer des Schäfers und durch nichts zu ersetzen, wenn du mit dem spielst und rumalberst ist er als Herdenhund bald verdorben, du lenkst ihn dadurch von seiner Aufmerksamkeit und Verantwortung gegenüber der Herde ab, merk dir das!“

Nach dieser für ihn langen Rede sprach er bis zum Feierabend kaum noch ein Wort. Selbst auf meine neugierigen Fragen reagierte er oft nur mit einem ärgerlichen Gebrumme. Doch schon am nächsten Tag unterbrach er sein Stillschweigen:

„Hör und sieh zu, wie ich mit dem Hund umgehe!“

Damit stieß er mit seiner aus einer Weidenrute selbst gefertigten Pfeife, einen schrillen hochtönigen Pfiff aus. Der bei der Herde lagernde Lux sprang sofort auf und zeigte konzentriert seine Aufmerksamkeit und Bereitschaft. Mit einem lauten „Hol sie rum!“ wies Josef mit erhobenem Arm auf die nach rechts ausbrechende Herde. Exakt trieb der Hund die betreffenden Schafe auf die zulässige Weidefläche zurück.

Durch einen anders klingenden Pfiff beorderte der Schäfer Lux zu sich. Mit einem „Gut gemacht“ und einem kurzen Streicheln erhielt der Hund sein karges Lob.

## *Die kleine Dorfkneipe ...*

Einen Gasthof gab es bei uns selbst in einem noch so kleinen Dorf. Gleich nach der aus grob behauenen Feldsteinen errichteten Kirche, aber noch vor dem Kaufladen oder Bäcker, etablierte sich gewöhnlich ein Gastwirt.

Zu meiner Kindheit gab es in unserer fünfhundert Einwohner zählenden Seelengemeinde sogar zwei Kneipen. Da lag im Unterdorf, wo der Fahrweg in Richtung Knieg-nitz und Hünern von unserer Dorfstraße abzweigte, der ansehnliche altherwürdige Dorfkretschan. Reumers, die Wirtsleute, hatten an den Schankraum und Küche noch einen Tanzsaal anbauen lassen. Dieser war groß genug, um alle Dörfler, ob Bauern, Handwerker, Häusler, Tagelöhner, Mägde und Knechte sowie deren Gäste aus den nahe liegenden Gemeinden, zum Feiern und Tanzen vereinen zu können.

Zum Feiern wurde kaum eine Gelegenheit ausgelassen. Pflichttanzveranstaltungen gab es regelmäßig Ostern, Pfingsten, Kirmes, Weihnachten und Silvester. Außerdem wurde hier im großen Kreise zu so mancher Bauernhochzeit die Tanzbeine und Gläser tüchtig geschwungen. Von dieser soll hier aber nicht die Rede sein.

Sicher hätte Reumers Schankraum, die Gaststube, für alle Kneipenbesucher des Dorfes genügend Plätze geboten und trotzdem öffnete eine zweite Kneipe ihre Pforten.

Dies war jenen Dörflern sehr recht, die sich wegen Erb- und Grenzstreitigkeiten, beziehungsweise auch wegen anderer Zwistigkeiten nicht mehr an einen Biertisch setzen wollten. Sie konnten nun fortan die völlige räumliche Trennung nutzen, denn mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war in unserem Oberdorf, wie so oft in dieser Zeit, ein Mittelbauernhof unter den Hammer gekommen. Ein Viehhändler aus Schweidnitz ersteigerte für wenig Geld diesen Hof. Ehemals besaß er ein stattliches Vermögen, doch eine größere unbezahlte Rinderherde, die er in Provision genommen hatte, war durch eine Maul- und Klauenseuche verendet. Er war somit auch in den Ruin getrieben worden. Den Absturz vom Reichtum in die dörfliche Abgeschiedenheit und die relative Armut überlebte er nicht unbeschadet. Er war fortan überwiegend geistig verwirrt.

Seine zurückhaltende, den meisten Dörflern deshalb hochnäsiger erscheinende Frau, suchte ein Auskommen und richtete im ehemaligen Bauerngehöft eine kleine Kneipe ein. Einen Tresen mit zwei Zapfstellen für unterschiedliche Biersorten und diverse Schnapsflaschen mit Korn und Kräuterlikören reichten für die bescheidenen Bedürfnisse und die finanziellen Möglichkeiten der Gäste aus, selbst auch dann, wenn alle fünf Vierertische besetzt waren.

In einer, für die damalige Zeit recht modern eingerichteten Küche, wusste die Wirtin gut bürgerliche Hausmannskost zuzubereiten.

Eine größere Schar Hühner sorgten für Eierspeisen und klare Brühe. Aus einer Hecke (Aufzucht) Kaninchen und vielleicht zwei Dutzend watschelnder und stets scheißender Enten zauberte sie die Fleischgerichte.

Von den Stammgästen wurde sie aber besonders wegen ihres Kaffees geschätzt.

Außer den beiden Wirtsleuten bewegte sich noch das Töchterlein ungezwungen in Hof, Küche und Schankraum.

Der Gastwirt, mit dem ungewöhnlichen Vornamen „Vektor“, benahm sich, aufgrund seiner zeitweiligen geistigen Verwirrtheit, mitunter recht abwegig. So deutete er oft durchs Fenster in den Himmel und sagte:

„Siehst du, da kommen sie wieder mit dem Aeroplan und verscheuchen wieder das Vieh.“ (Zeppelin sagte er nie)

Kurze Zeit danach konnte er sich aber plötzlich einem Gast zuwenden und die genaue Bezahlung der Zeche einfordern.

Hochprozentigen Alkohol vertrug Vektor nicht. Seine strenge Wirtin achtete daher sehr auf absolute Enthaltbarkeit. Auch die wenigen einheimischen Gäste verleiteten Vektor nie zum Mittrinken.

Beim Essen jedoch, den fettreichen Gerichten, da langte er stets tüchtig zu. Da war er einer seiner besten Gäste. Von Monat zu Monat schleppte er mit seiner massigen Gestalt einen immer unförmiger werdenden Bauch vor sich her. Trotz seiner geistigen und körperlichen Gebrechen war er jahrelang seinen Stammgästen ein wohlgelittener Dorfkneiper. Er beteiligte sich an so mancher Skat- und Doppelkopfrunde und konnte interessante Geschichten erzählen.

Mir, dem Nachbarjungen, war er besonders zugetan. Mit

Neigen aus flüchtig geleerten Schnapsgläsern versuchte er mich zu bewirten. Rote Limonade oder süßes Malzbier wären mir aber viel lieber gewesen. Er erzählte mir oft begeistert vom Aufkauf blanker Rinder und fetter Schweine, vom gewinnbringenden Absatz in den Schlachthöfen – und wie konnten dabei seine Augen leuchten.

Mit bescheidenem Einkommen hätten die Wirtsleute ihr Leben weiter fristen können, doch ein arg böses Ereignis machte dies zunichte:

Der angesäuselte Bierkutscher Grobzig zwang eines Tages, als die Wirtin nicht anwesend war, Vektor einige Schnäpse mitzutrinken und erzählte dabei die schaurige Geschichte vom abgestürzten und völlig ausgebrannten Aeroplan.

Da drehte der sonst so friedfertige Kneiper durch, fegte Gläser und Flaschen vom Schanktisch und verschanzte sich laut schimpfend hinter der Theke. Erst nach einer längeren Toberei konnten einige beherzte Männer ihn erschöpft ins Bett bringen.

Von nun an häuften sich derartige Tobsuchtsanfälle in immer kürzeren Zeitabständen. Im Dorf wurde recht laut erklärt, dass der Wirt nun endgültig verrückt geworden sei. Aus diesem Grunde erhielt ich von meiner Mutter kategorisch Kneipenverbot!

Wenig später verstarb der Wirt an einem Schlaganfall. Das Geheimnis seiner Ängste vor dem Aeroplan nahm er aber mit in sein Grab.

War es für die Familie Erlösung oder Verlust? Vielleicht beides, für die inzwischen halbwüchsige Christine wohl mehr Verlust, denn er war ihr stets, trotz seiner zeitweisen Verwirrtheit, ein liebevoller Vater gewesen.

Die Wirtin betrieb ohne viel Aufhebens die kleine Dorfkneipe erfolgreich weiter. Die Stammgäste blieben ihr alle treu. Unser Dorflehrer verdrückte mit Genuss noch so manche halbe Ente und küsste heimlich das schmucke junge Dienstmädchen. Menzel Gustav gehörte nach wie vor zu den regelmäßigen Kaffee-Genießern. Der Schmiede-Adolf, der Krause-Bauer und mein Vater gehörten zu den unverwüstlichen Skatbrüdern. Ja und andere Häusler, Kutscher und Knechte schlugen sich mit aufgewärmten Rübezahlgeschichten die Taschen voll.

Das waren aber nicht die einzigen regelmäßigen Be-

sucher der kleinen Dorfkneipe. An trüben Herbsttagen und an den lauen Frühlingstagen, als die noch früh einsetzende Dämmerung die Räumlichkeiten gemütlich schummrig machte, kehrten oft mehr als zehn weitere Gäste bei der Wirtin ein. Sie suchten aber nicht die verräucherte Schankstube auf, sondern mit der Scheune, den seit Jahren ungenutzten Pferde-, Kuh- und Schweineställen nahmen sie vorlieb. Die reifere Schuljugend war es, Männlein und Weiblein, sie spielten das beliebte „Versteckspiel“.

Wir – einige genauso „grüne Kinder“ wie ich – wurden als „Anstands-Wau-Wau“ einbezogen. Uns wurde die Aufgabe zuteil, wir durften nur suchen und sollten uns dabei gefälligst viel Zeit lassen.

Gewundert haben wir uns immer über das Getuschel und das komische Kichern der einzelnen versteckten Paare. Manche verließen jedenfalls recht widerwillig ihr Versteck. Mitunter kam auch die Wirtin, um nach dem Rechten zu sehen. Es schien ihr dabei gelegen, dass sich ihre Christine gesittet verhielt. Aber kaum war die Wirtin zurück in ihre Küche gerannt, war Christine wieder mitten drin im lustigen Vergnügen.

So vergingen die Jahre und vom Einkommen der kleinen Kneipe konnten sie nicht nur bescheiden leben, sondern auch Stück für Stück, eine stattliche Aussteuer für Christine anlegen.

Als Christine so auf die Zwanzig zuging, merkte die Wirtin, dass ihre Tochter mit einem Häuslersohn aus der Nachbarschaft liebäugelte.

„Lass die Finger von meiner Tochter, die bekommt mal was Besseres, einen Beamten, Lehrer oder richtigen Bauern – hörst du?“, herrschte die Wirtin eines schönen Tages den verdutzten jungen Mann an.

Obwohl sich die beiden jungen Leute schon längst in einem der bewussten Verstecke ewige Liebe und Treue geschworen hatten, zerbrach ihre Beziehung. Der junge Mann zog sich zurück, weil er sich zutiefst verletzt fühlte und die folgsame Tochter, sie glaubte wirklich noch an eine bessere Partie.

Er fand nach dem Krieg sein Glück am Rhein und eine gut honorierte Position in der Industrie.

Christine und ihre Mutter konnten bei der Vertreibung

von der stattlichen Aussteuer nichts retten und aus einer besonders guten Partie wurde ebenfalls nichts. Sie heiratete im Brandenburgischen einen armen Neubauern. Ihre Mutter, die ehemalige Wirtin, verstarb bereits 1946 vom Leben enttäuscht.

Christine veritwete frühzeitig und musste sich mit zwei Söhnen durchschlagen. Der Ältere von beiden ging bald seinen eigenen Weg und der Jüngere machte als Alkoholkranker seiner Mutter besondere Sorgen.

Die kleine Dorfkneipe fand ich 1989, bei einem Besuch in der ehemaligen Heimat, halb verfallen und unbewohnt vor.

Traurig und schade dies alles ...



## *Gefunden...*

Schlesien wurde zu Recht mit den zunehmenden Bombenangriffen der Alliierten auf südwestliche und mitteldeutsche Städte sowie Berlin als „Deutschlands Luftschutzkeller“ bezeichnet. Denn keine schlesische Stadt, keine Industrie- oder Verkehrsanlage, selbst keine Kaserne wurde je von den Engländern beziehungsweise den Amerikanern angegriffen. Aus diesem Grunde wurden ab dem Jahre 1943 nicht wenige „Ausgebombte“ aus dem Ruhrgebiet bei uns zeitweilig aufgenommen. So erschien auch Jupp Müller im Herbst 1943 als neuer Schüler in unserer Schulklasse. Er hatte in Essen, wie so viele, sein Zuhause, seine Eltern und zwei Geschwister beim Bombenangriff verloren.

Eine Bauernfamilie hatte sich hier seiner angenommen.

Dünn, lang aufgeschossen, verschlossen und scheu nahm er seinen Platz in einer der letzten Bankreihen ein. Am Unterricht beteiligte er sich wenig. Immer schien es als weile er mit seinen Gedanken ganz woanders. Selbst von unseren Spielen, unserem ungezwungenen Toben und Raufen hielt er sich fern. Am Dienst der Pimpfe, des Jungvolkes, nahm er aber regelmäßig teil. Besonders aktiv wurde Jupp bei unseren Schießübungen mit dem Luftgewehr. Selten verfehlte er die „Zwölf“ auf der Scheibe. Da strahlten seine Augen. So habe ich ihn immer noch in Erinnerung.

Als unser Hauptjungzug-Führer, ein Liegnitzer Arztsohn, eine Luftpistole, so groß wie eine Wehrmachts-Handfeuerwaffe, vorführte, geriet Jupp in helle Begeisterung. Breitbeinig stellte er sich in Positur, zielte und erreichte die höchste Ringzahl.

Als die „Rote Armee“ Liegnitz erreichte, flüchtete er als Waise mit der Bauernfamilie bis in die Nähe von Prag. Mitte Mai 1945 kehrte er gemeinsam mit der Dorfgemeinschaft nach Oyas zurück und lernte erneut Hunger und Not kennen. So wurde auch er, wie die meisten von uns, zum Beeren und Pilze sammeln angehalten.

Eines Tages fand er seitlich vom unbefestigten Fahrweg, der zum Flucheberg führte, eine gesicherte Pistole vom Typ 08. Sie steckte mit voll geladenem Magazin in einem ledernen Futteral. Ein Soldat mochte sie vor Wochen, bevor er in Gefangenschaft geriet oder sich in einen Zivilisten verwand-

## *Heinz Herbert Herrmann*

Geboren 1929 in Groß-Jänowitz

Kindheit bis 1945 im Landkreis Liegnitz/Niederschlesien

Flucht nach Thüringen und spätere Ansiedlung in Mitteldeutschland

Lehre als Zimmermann und Ausbildung zum Berufsschullehrer

Abschlüsse als Bauingenieur und Diplom-Pädagoge

Tätig im Bau- und Berufsschulwesen

Bisherige Veröffentlichung: *Bombennächte in Dresden*



Der Autor vor seinem Heimatort